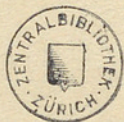


Nekr

S  
55

PFARRER PAUL SCHMID







Nekr 555

# PFARRER PAUL SCHMID

1882—1951

WORTE DES ANDENKENS

GESPROCHEN IM KREMATORIUM IN ZÜRICH AM 18. MAI 1951

VON PFARRER GERHARD SPINNER, HORGEN

61758

PROTESTANTISCH-KIRCHLICHER HÜLFSSVEREIN DES KANTONS ZÜRICH

NACH DEM WILLEN DES VERSTORBENEN  
WURDEN EINGANGS DIE SCHRIFTWORTE  
GELESEN, DIE JE UND JE IM MITTELPUNKT  
SEINER VERKÜNDIGUNG STANDEN: DAS  
GLEICHNIS VOM VERLORENEN SOHN, ODER  
WIE ER ES GERNE NANNT: DAS GLEICH-  
NIS VOM HEIMKEHRENDEN SOHN LUKAS 15



## Liebe Trauergemeinde!

Als Pfarrer Paul Schmid vor gut 3½ Jahren Abschied nahm von seiner Kirchgemeinde und von seinem amtlichen Wirken, gedachte er mit seinen letzten Worten auf der Peterskanzel jener künftigen Tage, die nun die jüngstvergangenen geworden sind, da er sprach: „Haben wir so in der Geborgenheit seiner Liebe, mit Gottes Kraft und Hilfe, unsere Tage auf Erden vollbracht, alle Angst vor der Zukunft und ihrem drohenden Geschehen verwandeln lassen in die Zuversicht der Vaternähe Gottes, dann hat auch der Tod das für uns entscheidende Geheimnis enthüllt. So gewiß wie unser aller Wanderschaft zur Todesgrenze führt, so gewiß dürfen wir sein, daß wir, dort angekommen, im letzten Dunkel die letzte Erleuchtung empfangen: das Vaterwort ‚Du bist bei mir‘“. Wir dürfen heute bezeugen, und das soll voranstehen, daß die Glaubensgewißheit und getroste Zuversicht dieser Worte unseres Entschlafenen in der Bangnis und dem großen Ernst seines Sterbens nicht versagt haben. Das Evangelium, das zu verkündigen seines Lebens Inhalt war, hat an ihm, seinem Verkündiger, seine Kraft bewährt. Das Wissen, das ihm auch in den dunkelsten Stunden seines Lebens nicht wankte, das Wissen darum, daß zuletzt alles münden müsse ins Loben und Danken für Gottes unbegreifliche Gnade und Güte, darf darum auch in dieser Abschiedsstunde unsere Herzen auf Lob und Dank stimmen.

Wir haben zu loben und zu danken dafür, daß der Mensch auf dieser Welt nicht sich selber überlassen ist, seiner Kraft



und Schwachheit, seinem Können und Versagen, seinem Laufen und Irregehen. Wir haben für die Liebe zu danken, die uns nicht laufen läßt und uns nicht verloren gibt, für die Vaterliebe, die uns sucht und auf uns wartet, die in Jesus Christus uns ruft.

So hat der Sterbende als Textwort für seine Abdankung bestimmt das Jesuswort aus Matth. 11, 28—29:

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch Ruhe geben. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Daß dieser Heilandsruf noch einmal in dieser Stunde deutlich und bewegend an unsere Ohren und in unsere Herzen klinge, so wie er ihn in seinen Predigten, in seinem ganzen Pfarrer-Wirken immer wieder zum Erklingen brachte, war das einzige Anliegen des Verstorbenen. Wenn er dazu diesen schlichten Ort der Trauerfeier wünschte, wenn er sich ferner jedes weitere Wort nach der einen Ansprache verbat, wenn er alles Persönliche auf ein Spärlichstes reduziert haben wollte, sind wir wohl versucht, von der großen Bescheidenheit zu reden, die den Entschlafenen charakterisierte. Ich weiß nicht, ob man von Bescheidenheit sprechen darf, wenn ein Pfarrer für sich persönlich seines Herrn Geheiß ernstnimmt: „So sollt auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen war, sagen: Wir sind unnütze Knechte, wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“ Es geht wohl ganz einfach um evangelische Zucht und evangelischen Maßstab, an dem der Pfarrer, nicht zuletzt eben der Pfarrer, die Demut lernt. Paul Schmid war da einer, der auch als Prediger und Lehrer in der Schule seines Herrn immer ein Lernender blieb, der gerade bei seinem gestrengen Herrn das lernte, von dem man nur sehr oberflächlicher- und ahnungsloserweise behaupten könnte, daß es in seiner Natur lag, dies: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig“. Wenn wir nun vom Werden und Wirken des



Verstorbenen ein paar Worte mehr sagen, als er es vielleicht als nötig erachtet hätte, so geschieht es wahrhaftig nicht zu Lob oder Kritik des Menschen, den unser Wort in Preis und Tadel nicht mehr berührt, sondern in der Pflicht eines Dankes, den wir in dieser Stunde einem Höheren schuldig sind.

Die ersten Lehrmeister des am 15. Juli 1882 am Neumarkt geborenen und zwischen zwei Schwestern in der Zürcher Altstadt aufwachsenden Knaben waren die Eltern: der Vater Rudolf, der äußerlich unscheinbare, innerlich feine und fromme Buchbindermeister, ein Meister seines Faches, und die Mutter Hedwig Spinner aus dem Fälländer Pfarrhaus, von dem aus ein Märchenglanz ländlicher Idylle noch in seine ersten Kindheitsjahre fiel. Der Knabe besuchte für einige Jahre das Freie Gymnasium, dann, um seines frühzeitig auftretenden Asthmaleidens willen, das Gymnasium in Schiers, das er mit der Matura abschloß, um sich, wohl einem Herzenswunsch der Eltern folgend, dem Theologiestudium zuzuwenden. Von der religiösen Haltung der Eltern, die der St. Annakapelle nahestanden, entfernte sich der Sohn, der sich in die Richtung eines lebenslang ehrlich und klar durchgehaltenen religiösen Freisinns entwickelte, wohl nicht ohne Kämpfe. Ein Fortwirken des Erbguts an väterlichem Pietismus glaubten wir freilich immer zu spüren an jener völlig unrationalen Wärme und in jenem Wissen und Sich-Mühen um die religiöse Gemeinschaft in allen ihren Formen, die sich so deutlich in der Wirksamkeit des Pfarrers ausprägten.

Die Studienjahre von 1902 bis 1906 verbrachte der junge Theologe in Zürich und Berlin. Von allen Lehrern ist ihm wohl der Neutestamentler Paul Schmiedel sachlich und persönlich am meisten gewesen. Auf die am 6. Mai 1906 erfolgte Ordination folgte bald der Antritt der ersten Pfarrstelle in Mühlehorn am Walensee. Die neun Jahre Mühlehorner Tätigkeit, deren Beginn der Vater noch erleben konnte, bevor er mit 55 Jahren den Seinen entrissen wurde, waren eine schöne Zeit der ersten Liebe und des frohen Schaffens eines jungen Pfarrers, der weiß, auf was es ankommt, um auch auf har-



tem Boden Leben aus der Kraft des Evangeliums zu erwecken. Es war eine Zeit, die auch in herrlicher Erinnerung steht bei allen Vettern und Cousinen, die reichlich im immer offenen, immer von froher Jugend bevölkerten Pfarrhaus des fröhlichen jungen Pfarrers zu Gäste waren. Damals, von Mühlehorn aus, hat Paul Schmid im sanktgallischen Weesen das Häuflein Diasporaprotestanten entdeckt und gesammelt, ist den zerstreuten Glaubensgenossen unermüdlich nachgegangen bis nach Amden hinauf, hat ihnen Gottesdienste und Unterricht gehalten und Gemeindeleben aufgebaut, jahrelang in Privathaus und Hotel, bis er als Krönung seines Einsatzes seinen Weesenern die Zwinglikirche bauen konnte. Hier hat er frühzeitig nicht nur sein Herz an die reformierte Diaspora gehängt, sondern auch pioniermäßige Diasporaarbeit mit der Treue zum Kleinsten selbst getrieben: wieviel Verheißungsvolles für den, der damals schon die in der Zukunft auf ihn wartenden Aufgaben hätte ahnen können!

Zunächst war diese Arbeit, von der er sich sicher nicht leichten Herzens trennte, eine tüchtige Vorschule für die größere Tätigkeit, die ihn in Flawil erwartete, wohin er sich im Jahre 1915 rufen ließ. Während 8½ Jahren setzte er hier freudig seine ganze Kraft ein. Da wenig Jahre vor seinem Kommen die Gemeinde mit der neuen großen Kirche einen äußeren Mittelpunkt gewonnen hatte, galt es nun, das innere Leben der Gemeinde auszubauen und die Gemeinschaft zu stärken. Welche Aufgabe hätte er freudiger in Angriff genommen, wo hätte er williger seine Gaben entfaltet, seinen unermüdlichen Einsatz, seine erfinderische Treue? Wenn er ein Kirchgemeindeblatt gründete und jahrelang selbst redigierte, religiöse Besprechungsabende durchführte, die konfirmierte Jugend in Vereinigungen sammelte, schon damals Kinderhorte während des Gottesdienstes einrichtete, so war dies und viel anderes mehr nicht das Zeugnis einer bedenklichen äußeren Betriebsamkeit, sondern die organischen Lebens- und Wachstumszeichen einer lebendigen, von einem gewissenhaften und um der Sache willen schaffenden Hirten



betreuten Gemeinde. Das war auch die Vorbedingung, daß das Wort des Predigers von der Gemeinde willig und freudig als das Wort des Lebens aufgenommen wurde, daß auch die Jugend sich packen und begeistern ließ von ihm, der eine seltene Fähigkeit hatte, die Jungen zu verstehen und in Unterricht und Kinderlehre den rechten Ton für sie zu finden. Ueber die Spanne der 27 seit seinem Weggang verfloßenen Jahre hinweg sind uns in den letzten Tagen rührende Zeugnisse großer Anhänglichkeit und Dankbarkeit zugekommen, die kundtun, daß man in Flawil des einstigen Pfarrers nicht vergessen hat.

Im Jahre 1924 erreichte den 42-Jährigen der Ruf seiner Heimatkirche St. Peter in Zürich. Er ist diesem ehrenden Rufe wohl mit Freuden gefolgt, sicher nicht um der Ehre willen, die er nie gesucht hat, sondern um der Aufgaben willen, die die Heimat ihm bot, um des Werkes willen, an das der Herr ihn in seiner lieben Stadt Zürich beschied, in der Altstadtgemeinde St. Peter, wo des Vaters Buchbinderladen in der Strehl- und Glockengasse gestanden hatte. Die 23 Jahre seines Wirkens an St. Peter bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1947 sind gekennzeichnet durch den gleichen selbstlosen Einsatz, den ganz der Sache hingeebenen Dienst, die Treue und Gewissenhaftigkeit bis ins Kleinste, die Bereitschaft zu Hilfe und Rat, wo immer man ihn brauchte. So stand er vor seinen Unterrichtsklassen im Konfirmandenunterricht, in der Jugendarbeit von Jung-St. Peter und ganz besonders in seiner geliebten Sonntagschularbeit. Wie väterlich er da den Kindern nahetrat, was er in den Vorbereitungsstunden seiner Helferschar geben konnte, wie er jeden Anlaß, den Ausflug mit der Kinderschar und die Reise mit dem Helferkreis zum Fest einer Gemeinschaft machte, wie er die Weihnachtsfeiern mit seinen selbstverfaßten Versen und Sprüchen heimelig und feierlich gestaltete, das ist allen, die es miterlebten, eine köstliche Erinnerung. In mancher Beziehung boten die Verhältnisse der Stadtgemeinde nicht mehr die Möglichkeit, das zur Entfal-



tung zu bringen, was bisher so kräftig und segensreich an Kräften und Gaben sich entfaltet hatte. Aber er hat doch auch immer den Kreis von Menschen gehabt, der um die Gemeinde wußte, der mitging, der seinen Pfarrer verstand — ohne welches Verstehen und Mitgehen wir Pfarrer ja arme Leute sind, selbst wenn wir unsere Armut hinter viel äußerer Sicherheit, hinter dem Sichselbsttrösten mit sogenannten Erfolgen, zu verstecken verständen. Das hat Paul Schmid freilich nicht verstanden, auch gar nicht verstehen wollen. Es ist wohl keine Selbstverständlichkeit, daß sein Kanzelwort unermüdet ein bei aller Schlichtheit freudiges, oft wie von innerem Feuer getragenes Zeugnis war, hinter dem immer die ganze Persönlichkeit des Predigers stand. Er hat es seinen Hörern nicht immer leicht gemacht, forderte bei knapper, oft irgendwie abstrakter Formulierung ein rechtes Mitdenken. Seine Verkündigung wendete sich stets unendlich hilfreich und tröstend an den Einzelnen in seiner Dunkelheit, unter seiner Last, und ob sie von einem Glaubenswort des Paulus ausging, oder von den Seligpreisungen, oder vom Unservater, das für ihn den ganzen Christenglauben in sich faßte, oder eben von dem nie ausgeschöpften Gleichnis vom wartenden Vater und heimkehrenden Sohn, es ging immer um den einen leuchtenden Mittelpunkt, um das „Du bist allezeit bei mir, und was mein ist, das ist dein,“ um die Vatergüte Gottes, die unerschüttert feststeht über allen Bitternissen und dunkeln Prüfungen des Lebens, die Wirklichkeit ist, so wahr Jesus Christus Wirklichkeit ist. Es ist nur in Ordnung, daß einer, der so etwas der Welt verkündet, und wohlverstanden: verkündet nicht als etwas Angelerntes, Nachgesagtes, sondern als im eigenen Erleben Bewährtes, daß der seinen Preis dafür zu bezahlen hat.

Ein Pfarrer, der vielen helfen und für viele Rat und Verständnis haben muß, ist oft ein sehr einsamer Mensch. Einer, der ohne Familie durchs Leben geht, in der herben Verschlossenheit seiner männlichen Art auch dem Gutwilligen keinen leichten Zugang bietet, ist es vielleicht in einem ganz



besonderen Maße. „Je menschenloser man wird, desto weniger darf man gottlos sein. Im Gegenteil, die Verbindung mit ihm ist die einzige und radikale Bewahrung vor Schwermut und Verzweiflung. Gott ist der nie Enttäuschende. Und jede Enttäuschung an sich und an anderen wird zur Erlösung, Gott, dem Lebendigen, entgegen.“ Das sind seine Worte, Worte des Tröstens, an eine geprüfte Seele gerichtet. Er ist ja auch menschenloser geworden: der Tod seiner Schwester Martha, der ihm ganz besonders nahestehenden Gefährtin langer Jahre, war in der ersten Zürcher Zeit ein tief schmerzliches Erleben. Seine Schwester Helene, die den verwaisten Platz einnahm, wurde ihm vor 13 Jahren entrissen. Unter beiden Schwestern hatte sich im Pfarrhaus, schon in Mühlehorn, eine ganze Familie junger Menschen gesammelt, jeweils auch heimatlose Pflegekinder, denen Obdach und Heimat geboten wurde. Die väterliche Art des Verstorbenen, seine Heiterkeit, sein Mitgehen mit den Jungen, konnte in dieser Familie mitunter zum schönen Ausdruck kommen. Freilich hat er da auch seine bitteren Erfahrungen machen müssen, manche Enttäuschung für Mühe, Liebe und Vertrauen, die er hinnahm als einer, der wußte, daß es gilt: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“

Aber eine Familie wurde ihm geschenkt, an die er viel Liebe und Mühe gewandt hat, eine große Familie, die ihm vieles ersetzt hat und die ihn nie enttäuscht hat: seine Diaspora, sein Hilfsverein. Kurz nach seiner Uebersiedlung nach Zürich wurde er an Stelle von Kirchenrat Tappolet Aktuar des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins des Kantons Zürich (noch unter Dekan Ganz), dann nach dem Tode von dessen Nachfolger Kirchenrat Baumann, 1933 Präsident des Hilfsvereins. Was sagt da schon der Titel Präsident? Er war ja auch Administrator, Adressenschreiber, Korrektor, Vortragsreisender, Photograph, Bauberater, kurzum das schlagende Herz im Getriebe, der „Diasporavater“. Anliegen seiner Diaspora haben ihn bis zum letzten Tag seines Lebens,



bis zur letzten Neige seiner körperlichen Kräfte bewegt. Die Zürcher Diaspora hat an ihm eine Kraft und eine Treue verloren, die schwer zu ersetzen sein wird. Was er mit seinen gleichgesinnten Mitarbeitern im Vorstand im Laufe der Jahre seines Präsidiums für die Zürcher Diaspora schuf, das läßt sich an den Kirchen und Gemeindehäusern von Stans, Küßnacht, Einsiedeln, Lachen, Hergiswil und Buochs ablesen; äußerliche Marksteine auf dem Wege organisatorischen Fortschreitens und finanziellen Beistands, äußerliche Dinge, die wohl Pfarrer Schmid sehr am Herzen lagen und für deren jedes einzelne er sich freudig einsetzte, sie durchkämpfte wo es nottat, oft auch bis ins einzelne selbst bestimmte. Aber der eigentliche Segen seiner Arbeit lag nicht in diesen Dingen, sondern im persönlichen Vertrauensverhältnis des Hilfsvereinsvorstandes zu den von ihm betreuten Gemeinden und zu ihren Pfarrern. Ueberall in unserer Innerschweizer Diaspora, bei ganz verschiedenen Leuten, traf man auf dieses Vertrauen zum Hilfsvereinspräsidenten, diese Gewißheit: „der sorgt schon“ — eine Gewißheit, die er freilich nie zur Bequemlichkeit werden ließ, konnte er doch auch in ruhiger Bestimmtheit Wege und Aufgaben weisen. Wenn er für das oft diskutierte Anliegen einer „Kirchwerdung der Diaspora“ stets bloß ein hartnäckiges Kopfschütteln hatte, so — er ist hier oft mißverstanden worden — gewiß nicht aus einer gouvernementalen Haltung heraus, die den andern die Selbstbestimmung mißgönnt hätte, sondern weil es ihm eben darum ging, den inneren Kontakt zwischen Diaspora und landeskirchlichem Hilfsverein, den er nicht zu einem Kollektenverein degradieren lassen wollte, zu erhalten. So manchem jungen Diaspora-pfarrer, kirchenregimentlicher Lenkung entronnen, war dies Regiment der Freiheit wie ein Wunder. Es war nur möglich unter der Leitung eines Mannes, der eine biblische Sicht für die Diasporaarbeit hatte und im Innersten mit seinem Werk verbunden war. Ein Leiter, zu dem man als Mitarbeiter aus der Diaspora getrost kommen konnte mit allen Anliegen und



stets wohlwollenden Rat und ein weises, wegleitendes Wort empfang.

Nicht vergessen sei hier auch die aufopfernde, unscheinbare Arbeit, die Pfarrer Schmid durch 21 Jahre als Kassier der Pensionskasse der gesamtschweizerischen Diaspora leistete. Hier hat er sich unermüdlich für die soziale Besserstellung der alten Diasporaarbeiter und ihrer Witwen eingesetzt. — Der Dank für das, was Paul Schmid der Zürcher Diaspora gewesen ist, wird nur aufgewogen durch das, was die Diaspora ihm bedeutet hat: ein Stück seines Herzens bis zuletzt.

Darum hat er das Präsidium im Hilfsverein wohl ohne irgendein Bedenken beibehalten, als er sich 1947 von seiner pfarramtlichen Tätigkeit an der Petersgemeinde entlastete. Der Ruhestand, den er als ein sehr Erholungsbedürftiger begann, war bald keine Zeit des Ausruhens mehr. Die Berge haben ihm wieder Kraft geschenkt, seine geliebten Berge, auf denen seit jeher seine Brust freier atmete in mehr als einem Sinne, zu denen er so oft seine Zuflucht nahm und deren Firneleuchten spürbar bis in seine Predigten hineinglänzte.

Im freundlichen Heim am Beustweg war dem stillen Mann eine wohltuende Heimat beschieden. Von dort aus hat er sich noch zweimal freudig aufbieten lassen zur Besorgung längerer Vikariate in Affoltern und Unterstraß. Von diesen hat die den ganzen vorigen Sommer in Anspruch nehmende Besorgung aller Pfarrgeschäfte an der neuerbauten Matthäuskirche in Unterstraß ihn tief beglückt. War es doch wieder Aufbauarbeit, Diaspora- und Pionierarbeit, in der er immer sein Bestes gegeben hat. Und auch hier war das Charakteristikum seines Schaffens das selbstlose Zurücktreten, das Feldbereiten für den Nachfolger.

Als nach Neujahr die ersten besorgniserregenden Anzeichen einer Krankheit sich meldeten, übersah sie Paul Schmid geflissentlich. Wie hätte er es anders tun können, da es sich ja nur um ihn selber handelte. Als dann Schritt für Schritt



das Unerbittliche kam, Krankheit, Operation, Leiden und Warten, hat er sich unterzogen in rücksichtsvoller Geduld, in wacher Dankbarkeit für jeden Liebesdienst, für die aufmerksame Betreuung durch seinen Arzt und die pflegende Schwester. So blieb es durch alles Schwächerwerden bis zuletzt, bis zum stillen Auslöschen in der Nacht auf vergangenen Mittwoch.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Dies Christuswort, das Paul Schmid vor Jahren auf die Stirnwand des neu erbauten protestantischen Kirchleins in Einsiedeln setzen ließ, ist kein Wort für die Schwächlichen und Wehleidigen. Einst ist es einem Huldrych Zwingli auf seinem Wege zum Reformator besonders wichtig geworden. Auch unseren Verstorbenen hat es lebenslang begleitet und ist ihm so wert gewesen, daß er es als Wort des letzten Ausklangs gewünscht hat. Er hat diese Einladung als an sich gerichtet gehört, der Pfarrer, bevor er sie dann den andern Mühseligen und Beladenen weitergab. Als ein selbst Getrösteter hat er trösten können. In der Reihe tritt er an auf den Ruf seines Meisters als einer von denen, die seinem Herzen immer am nächsten standen, von den einfachen Leuten, der großen Schar der Mühseligen und Beladenen. Als ein solcher hat er das Joch aus seines Herrn Hand, aus der lieben, starken Hand, der er nur Gutes zutraute, angenommen. Dieselbe Hand hat dem müden Wanderer Joch und Last nun abgenommen. Nun hat er — oh, mit welcher Freude! — das Wort der Verheißung gehört: Ich will euch Ruhe geben, Ruhe für euere Seele. Und er mag nun wohl antworten mit jenem Bittwort, in das er in seiner Flawiler Zeit seine schlichte, tiefe Erzählung „Geborgen“ ausklingen ließ:

„Vater, laß mein Leben dir hingegeben sein, und auch über meiner letzten Nacht wache du!“ Amen.